

Joachim Paul

Medienphilosophie – ein interdisziplinäres Thema?¹

Unsere wissenschaftliche Erkenntnis lebt von Prozessen der konstruktiven Auseinandersetzung. Hierzu ist es unabdingbar, mit Begriffen zu operieren, die das gegenseitige Verständnis zwischen den Individuen überhaupt erst ermöglichen und die Plattform für einen wissenschaftlichen Dialog liefern.

Der im Titel des Vortrags verwendete Begriff der Interdisziplinarität besitzt zwar den Vorteil eines größeren Bekanntheitsgrades, ist jedoch bei genauerer Betrachtung unscharf. Interdisziplinarität lässt sich verstehen als gemeinsame Bearbeitung eines Objektbereiches durch die jeweiligen Methoden der unterschiedlichen Einzeldisziplinen. Dies setzt aber einen allgemein gültigen Objektbegriff bei den beteiligten Fakultäten voraus (von Goldammer/Kaehr, 1987). Insbesondere bei der Kooperation von Natur- und Humanwissenschaften ist allerdings darauf hinzuweisen, dass ein gemeinsamer Objektbegriff eben nicht existiert. Solange man sich lediglich auf tote Objekte bezieht (wie z.B. in der Physik, Chemie, Mathematik oder in Teilen der Biologie) mag eine Einigung noch möglich sein, die Verständigung wird jedoch schwierig, wenn der Mensch selbst in den Objektbereich mit einbezogen werden muss. Dies ist aber schon für die bloße Betrachtung der Phänomenologie der Medien unerlässlich.

Besser geeignet scheint insofern die Konzeption der Transdisziplinarität zu sein. Sie setzt einen allgemeinen Begriff von Rationalität voraus. Das heißt, man geht von einer gemeinsamen Konzeption von Wissenschaftlichkeit aus, die durch die Anerkennung der klassischen Logik und gewisser methodischer Vorgehensweisen, wie den Prinzipien der Induktion, Deduktion und Abduktion, gekennzeichnet ist.

Eine Neuformulierung des Titels dieses Beitrages hieße dann: Medienphilosophie – ein transdisziplinäres Thema? Um die Beantwortung

¹ Dieser Beitrag baut auf einem Vortrag auf, der am 7. Oktober 2004 an der Universität Paderborn gehalten wurde.

Erstveröffentlicht in: Medien und Menschen, Medienphilosophische und medienanthropologische Aspekte der Medienbildung, Schriftenreihe des PLAZ (Paderborner Lehrerausbildungszentrum), eds. Jens Winkel, Heft C-09-2005, S. 9-24

vorweg zu nehmen: diese Frage lässt sich positiv beantworten, was im folgenden Text näher begründet werden soll.

1. Einleitung

In der Historie der Philosophie spielt die Auseinandersetzung mit Medien oder dem Medium selbst als eigenständiges Thema eine untergeordnete Rolle, obwohl schon seit der Antike in verschiedensten Zusammenhängen der Bereich des Mediums beleuchtet wurde, allerdings vorwiegend implizit. Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben seien hier einige zeitgenössische Vertreter sowie Vertreter der jüngeren Vergangenheit und ihre jeweiligen theoretischen Forschungsperspektiven genannt, die ein disziplinübergreifendes Erkenntnisinteresse an den Tag legen:

- kybernetisch, informationstheoretisch: Shannon/Weaver, Steinbuch, Zuse.
- kommunikationssoziologisch: Maletzke, Silbermann, Merten, McQuail, Habermas.
- Kritik der Massenkommunikation: Benjamin, Adorno/Horkheimer, Prokop, Negt/Kluge, Anders, Postman, Virilio.
- systemtheoretisch, interaktionistisch, kommunikational, konstruktivistisch: Parsons, Luhmann, S.J. Schmidt, von Foerster.
- mediengeschichtlich: Kittler, Bolz, Faulstich, Giesecke.
- psychoanalytisch: Zizek, Lacan.
- kulturgeschichtlich, anthropologisch: McLuhan, Flusser, Ong, Innis, de Kerkhove, Havelock, Goody, Baudrillard, Weibel.
- semiotisch: Peirce, Bense.
- (technik-)philosophisch: (Husserl), Günther, Heidegger, Gehlen, Schelsky, Deleuze.
- sprachphilosophisch: Derrida, Mauthner, Wittgenstein.

Es stellt sich mit Blick auf das gewählte Thema die Frage, welche der hier aufgeführten Forschungs- und Denkrichtungen hier – im weiteren Sinne – dem Bereich einer transdisziplinären Medienphilosophie zugeordnet werden können und inwiefern sie zu einer Schärfung dieser Disziplin beitragen können.

Nach McLuhan wurde durch die Philosophie bislang jede Technologie aus der Behandlung von Materie-Form-Problemen ausgeklammert, d.h., es wurde die klassische Metaphysik vorausgesetzt, in der der Geist unabhängig von Materiellem existiert und über das Sein reflektiert. Hierin liegt der tiefere Grund, warum auch keine nennenswerte Theorie des durch den technologischen Wandel verursachten psychischen Wandels entwickelt wurde.

Der Neurologe Detlef B. Linke ergänzt diese Überlegung um die Feststellung, dass der von McLuhan benannte Wandel nicht nur psychologischer, sondern auch physiologischer Natur ist. So weisen beispielsweise neurologische Funktionsmuster in der Großhirnrinde beim Lesen erhebliche Unterschiede zwischen Amerikanern und Europäern auf der einen und rein muttersprachlichen Chinesen auf der anderen Seite auf. Die Unterschiede der Wahrnehmung von Probanden, die durch alphabetische bzw. ideographische Schrift geprägt wurden, sind hier erheblich (Linke, 2001). Dies verweist darauf, dass Symbole, Bilder und Sprache eine nicht unerhebliche Rolle auch bei der psychischen und physiologischen Entwicklung des Menschen spielen und ihre Berücksichtigung bei der Betrachtung medienphilosophischer Probleme unerlässlich ist.

2. Sprünge durch die (Medien)-Geschichte

Um einen ersten Umriss zu gewinnen, ist es dennoch sinnvoll, auf die eingangs erwähnte implizite Rezeption des Themas Medien in unserer Geistesgeschichte einzugehen. Dies kann im Rahmen eines solchen Aufsatzes allerdings nicht detailliert sondern nur punktuell in Form von Sprüngen geschehen.

Der Mensch hat sich von der Welt abgespalten, dadurch, dass er nicht nur zwischen sich und der ihn umgebenden Welt einen Unterschied trifft, sondern sich im Gegensatz zum Tier dieses Unterschiedes bewusst ist. Die Fähigkeit, das simple Wörtchen „ich“ auszusprechen, stiftet die Identität des Individuums und die Differenz zur Umgebung. Aber Identität und Differenz bedingen einander.

Über Medien erschließen wir uns die Welt. Nicht nur das, fasst man den Begriff des Mediums etwas weiter, dann müssen jedwede technischen Werkzeuge und jedwede Technik als Medien gelten, angefangen beim

Faustkeil. Daher erschließen wir uns nicht nur die Welt, ebenso vermitteln wir uns der Welt – und damit auch unseren Mitmenschen – über Medien. Medien markieren gleichermaßen die Spaltungen und die Brücken zwischen uns Menschen und der Welt. Und diese Spalte und Brücken haben eine Geschichte, die zugleich die Geschichte des Menschseins ist. Diese Geschichte ist ebenso die Geschichte einer Bruchlinie, einer nicht aufgelösten Verwerfung zwischen Medien-Protagonisten und Medienkritikern. Anhand von ausgewählten Vertretern beider Richtungen sollen diese Verwerfungen verdeutlicht werden.

2.1 Platons Kritik der Schrift

Ein sinnvoller Ausgangspunkt für eine historische Bestandsaufnahme sind Platons Bemerkungen zum Medium der Schrift. Im Phaidros-Dialog lässt er Sokrates sagen: „ [...] Als er aber an den Buchstaben war, sagte der Theuth: »Diese Kenntnis, o König, wird die Ägypter weiser und erinnerungsfähiger machen; denn als ein Hilfsmittel für das Erinnern sowohl als für die Weisheit ist sie erfunden.« Er aber erwiderte: »O du sehr kunstreicher Theuth! Ein anderer ist der, der das, was zur Kunst gehört, hervorzubringen, ein anderer aber der, der zu beurteilen vermag, welchen Teil Schaden sowohl als Nutzen sie denen bringe, die sie gebrauchen werden. So hast auch du jetzt, als Vater der Buchstaben, aus Vaterliebe das Gegenteil von dem gesagt, was ihre Wirkung ist. Denn Vergessenheit wird dieses in den Seelen derer, die es kennenlernen, herbeiführen durch Vernachlässigung des Erinnerns, sofern sie nun im Vertrauen auf die Schrift von außen her mittelst fremder Zeichen, nicht von innen her aus sich selbst, das Erinnern schöpfen. Nicht also für das Erinnern, sondern für das Gedächtnis hast du ein Hilfsmittel erfunden. Von der Weisheit aber bietest du den Schülern nur Schein, nicht Wahrheit dar. Denn Vielhörer sind sie dir nun ohne Belehrung, und so werden sie Vielwiser zu sein meinen, da sie doch insgesamt Nichtswisser sind und Leute, mit denen schwer umzugehen ist, indem sie Scheinweise geworden sind, nicht Weise.«" (Platon, Phaidros)

Das Medium Schrift schädigt nach Platons Verständnis das menschliche Erinnerungsvermögen. Auch weist Platon deutlich auf den Unterschied zwischen Gedächtnis und Erinnern hin. Das Gewusste wird in die Schrift

hinein entäußert, was seiner Ansicht nach zu einer Vernachlässigung der Erinnerungsfunktion führt.

Und im nächsten Absatz fährt Sokrates fort: *„Dieses Mißliche nämlich, o Phaidros, hat doch die Schrift, und sie ist darin der Malerei gleich. Denn die Erzeugnisse auch dieser stehen wie lebendig da; wenn du sie aber etwas fragst, schweigen sie sehr vornehm. Geradeso auch die Reden: du könntest meinen, sie sprechen, als verstünden sie etwas: wenn du aber in der Absicht, dich zu belehren, nach etwas von dem Gesprochenen fragst, zeigen sie immer nur eines und dasselbe an. Und wenn sie einmal geschrieben ist, so treibt sich jede Rede aller Orten umher gleicherweise bei den Verständigen wie nicht minder bei denen, für die sie gar nicht paßt, und weiß nicht, bei wem sie eigentlich reden und nicht reden soll; vernachlässigt aber und ungerecht geschmäht, hat sie immer ihren Vater als Helfer nötig; denn selbst vermag sie weder sich zu wehren noch sich zu helfen.“* (Platon, Phaidros)

Hier lässt Platon seinen Sokrates die Schrift, die schriftlich niedergelegten Reden, als Teil eines eben nicht unmittelbaren Kommunikationsprozesses zwischen Sender und Empfänger – der abwesende Sender spricht raum- und zeittranszendent zum Empfänger – in den Blick nehmen. Es braucht nicht viel Phantasie, um die Aktualität dieses Textes zu erfassen. Man kann lediglich „Reden“ durch „Sendung“ und „geschrieben“ durch „gesendet“ ersetzen, und schon könnte der Text aus der Feder eines fernsehkritischen Pädagogen stammen, der sich über das Fernsehen z.B. von Kindern auslässt.

Bemerkenswert am Handeln Platons ist Folgendes. Wir wissen von diesem Text nur, weil er niedergeschrieben wurde. Platon war der erste „(viel)schreibende“ Philosoph der europäischen Geschichte, schreibt jedoch in seinem Schreiben gegen das Schreiben. Er lässt dadurch pro und contra nebeneinander bestehen, Platons schreibende Kritik an der Schrift und seine Kritik treibende Schriftlichkeit, Euphorie und Pessimismus in eins.

Platon kritisiert mit Blick auf die Schrift die Differenz zwischen der Unmittelbarkeit des Phonemischen und der Mittelbarkeit (medium = das Mittlere) des Graphemisch-Symbolischen. Unmittelbar ist nur die Rede

selbst. Die Vernunft bzw. der Logos ist durch den Atem, die Rede, vermittelt. Damit verpflichtet sich der Philosoph Platon letztlich der auditiv-oralen Tradition seiner Vorgänger.

2.2 Shakespeare und Rabelais

Shakespeare war ein erklärter Kritiker des Buchdrucks, teilt uns Marshall McLuhan in seinem Werk „Die Gutenberg-Galaxis – Das Ende des Buchzeitalters“ mit. Die Druckerpresse, so McLuhan, wurde zunächst von jedermann außer Shakespeare als Unsterblichkeitsmaschine missdeutet. Im Gegensatz dazu sieht Rabelais (1494-1553) die Zukunft der Buchdruckkultur als ein Verbraucher-Paradies angewandten Wissens (McLuhan, 1963). Letzteres erinnert an die vollmundigen Ankündigungen der Internet- und Datenautobahn-Protagonisten.

Bei Platon wurden Medium und Kritik noch zusammen gesehen, in der frühen Neuzeit zeigen sich Verwerfungslinien, die nunmehr nicht mehr innerhalb, sondern zwischen Individuen und Menschengruppen verlaufen.

2.3 Neuzeitliche Medienkritik

Seit der industriellen Revolution bestimmen Machbarkeitskriterien der Ingenieurskunst und die Vermarktbarkeit die Entwicklungen. Was man vermarkten kann, wird auch eingeführt. Die Kritik bleibt daher lediglich einigen Vertretern von Kunst und der Humanwissenschaften überlassen, die ihrer Ohnmacht gegenüber dem technischen Fortschritt Ausdruck verleihen.

Medien waren insbesondere Pädagogen seit jeher verdächtig. Vor 200 Jahren bereits und unmittelbar nach dem Aufkommen des gedruckten Romans wurde „Lesesucht“ von Joachim Heinrich Campe als „Seuche unserer Zeit“ angeprangert. Es waren Pädagogen, die fragten, „ob man einem großen Teil der Menschen anraten soll, lesen zu lernen“, so eine damals preisgekrönte Schrift von Karl Gottfried Bauer mit dem Titel „Über die Mittel dem Geschlechtstriebe eine unschädliche Richtung zu geben“. Auf die vorangegangene Lesepropaganda der Aufklärung folgte im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die Warnung vor der „Lesewut“, vor allem der „Kinder und Frauenzimmer“. Beklagt wurde u. a. die zunehmende Unzuverlässigkeit von Dienstpersonal, das sich mit dem Lesen

vornehmlich von Belletristik beschäftigt. Das alte und positiv konnotierte Wort "Frauenzimmer", das für eine ausgebildete weibliche Persönlichkeit stand, bekam Ende des 18. Jahrhunderts eine zunehmend negative Konnotation. In dieser Verwendung mag es eventuell auch ein Indiz für das Aufkommen des Lesens in der Privatheit des eigenen Zimmers sein. Aus heutiger Sicht stellt Lesen selbstverständlich ein förderungswürdiges Gut dar, man denke dabei an die vielfachen von der öffentlichen Hand ins Leben gerufenen Leseinitiativen für Schulkinder in der BRD.

Umso mehr mag es auf den ersten Blick verwundern, dass in der postaufklärerischen Zeit vor 200 Jahren dem Lesen sehr kritisch begegnet wurde. Hier macht sich ein Phänomen bemerkbar: Skepsis und Kritik gegenüber jeder medientechnologischen Neuerung wird offenbar nach einer gewissen Zeitspanne positiv in den Alltag integriert, und zwar dann, wenn die neue Technologie über mehrere Generationen hinweg zum festen Bestandteil unserer Alltagskultur, zu einer Kulturtechnik geworden ist.

Zwei weitere Beispiele mögen dieses Phänomen verdeutlichen. Als im Jahr 1905 das erste Berliner Telefonnetz mit zunächst 5000 Mitgliedern in Betrieb genommen wurde, kommentierte dies eine große Zeitung mit „Warum fernrufen, man kann doch auch vorbeigehen.“ Aus heutiger Sicht mag dies erheiternd sein, jedoch in einem Beitrag des Feuilletons der FAZ 1997 wurde das aufkommende mobile Telefonieren mit dem Satz „Das Telefonieren mit Handy lässt die Intimität der Telefonzelle vermissen.“ bewertet. „Was bitte ist an einer Telefonzelle intim?“, mag man spontan dazu fragen. Mittlerweile ist das mobile Telefonieren aus unserer Alltagswelt nicht mehr wegzudenken.

Der US-Informatiker und Erfinder des objektorientierten Programmierens, Alan Kay, bringt dieses Phänomen auf eine einfache Formel: „Alle Technologie, die bereits existiert, wenn jemand geboren wird, wird im Leben dieses Individuums als ‚Kultur‘ wahrgenommen, alles neu hinzukommende zunächst als ‚Technologie‘“ (Negroponte, 2001). Die Medienkritik läuft also den Innovationen gewissermaßen hinterher, ein aktiver Gestaltungsspielraum scheint ihr verwehrt zu sein.

2.4 Postmoderne Sprachspiele zu technischen Bildmedien

Die vornehmlich auf den Buchdruck bezogene Medienkritik der frühen Neuzeit findet ihre mittelbare Fortsetzung in den aktuellen Diskussionen um den kulturellen Wert der technischen Bildmedien Fernsehen und Computer/Internet. Neben etwa dem ausgeprägten Kulturpessimismus „Früher war alles besser“ eines Clifford Stoll (Stoll, 1998) finden sich auch differenziertere Stimmen. So sieht z.B. Dietrich Schwanitz im Fernsehkonsum zumal der Vorschulkinder einen Hemmschuh für die schulische Vermittlung der Schriftkultur. In den letzten 30 Jahren, so Schwanitz, sei der Fähigkeit des Lesens ein tödlicher Feind erwachsen, insbesondere der Fernsehkonsum der Kinder bevor sie lesen können. Bei diesem Medium entspreche das Tempo der Bilder genau dem Stimulationsbedarf des Hirns. Deshalb absorbiere das Fernsehen die Aufmerksamkeit vollständig. Fehle der Nachschub der Stimulation, will das Hirn gewissermaßen diese Stimulation wieder haben. Entsprechend können Kinder, die an Fernsehkonsum gewöhnt sind, nicht mehr die Aufmerksamkeit von außen nach innen dirigieren, weil das eben Verlangsamung bedeute und Anstrengung. Sie halten die mit dem Lesen verbundene Tempodrosselung für Sinnbildungsprozesse nicht mehr aus und es drohe die Gefahr des Anschlussverlustes der kommenden Generationen an die Errungenschaften unserer Schriftkultur (Schwanitz, 2000).

In ähnliche Richtung gehen auch die Computerkritiken eines Joseph Weizenbaum, der in Deutschland seinen Widerpart in dem Computer-Protagonisten Klaus Haefner findet, der einen massiven Einsatz von PCs in den Schulen fordert. Neil Postman beklagt „Das Verschwinden der Kindheit“ (Postman, 1983), wohingegen technische Apologeten das Internet als einen ersten Ansatz zu einem globalen Bewusstsein feiern (Levy, 1998; Kelly, 1998).

Angesichts dieser kulturellen Verwerfungen kann und muss es die Aufgabe einer Medienphilosophie sein, im Überstieg dieser zum Teil recht populistisch geführten Diskussionen diese selbst als Medienphänomen, als postmodernes Sprachspiel zu demaskieren, um zu grundlegenden Fragen zu gelangen. Eine Medienphilosophie selbst kann – wenn sie diesen Namen verdienen will – hierbei nicht außerhalb des Systems stehen, sie muss sich des Faktums bewusst sein, dass auch sie sich letztlich in einem Medium ereignet.

Frank Hartmann bemerkt, dass seiner Ansicht nach das "umfassend rekonstruktive und zeitdiagnostische Niveau, welches Marshall McLuhan mit „Understanding Media“ bereits 1964 vorgelegt habe, von der gegenwärtigen Medientheorie nicht eingeholt wird (Hartmann, 2000).

3. Medienphilosophische Ansätze

Etwas weiter führt bei der Suche nach einer transdisziplinären Medienphilosophie die Berücksichtigung einiger ausgewählter medienphilosophischer Ansätze. Als ein möglicher Einstieg kann hierbei die Position des Heidegger-Schülers Günther Anders dienen. Was andernorts als Kulturindustrie in ihren Produktionsmomenten analysiert worden ist, bezeichnet er als den „industriellen Dionysos-Kult“, die Angleichung an den Gott der Maschine, der seinen Sieg „dem Leib pausenlos einhämmert.“ (Hartmann, 2000, 2; Anders, 1956). Hierin und in seinem emphatischen Statement „Der Mensch wird nebengeschichtlich“ schimmert bereits die ontologisch-metaphysische Dimension des Themenkomplexes Medien hindurch, des Leib-Seele-Problems und des Subjekt-Objekt-Verhältnisses. Denn es kann unmittelbar gefragt werden: Wenn der Mensch nebengeschichtlich wird, wer oder was, welche ontologische Entität wird dann „hauptgeschichtlich“? Allerdings nimmt Anders das nicht zum Anlass, in diese Dimensionen vorzustoßen, er bleibt kulturpessimistischen Romantizismen verhaftet, der Mensch als Opfer seiner technischen Schöpfungen. Jedoch kann Anders als Beispiel einer Haltung dienen, in der die genannte Tiefendimension bereits implizit angerissen ist.

Eine völlig andere Position, die über eine bloße Opposition zu Anders weit hinausgeht, bezieht der Semiotiker Max Bense. „Beide, Intelligenz und Welt, bedingen einander; und das ist ebenso ein kybernetischer wie auch ein anthropologischer Satz. [...] Der Mensch als technische Existenz: das scheint mir eine der großen Aufgaben einer philosophischen Anthropologie von morgen zu sein.“ (Bense, 1951)

Über die kybernetische Metapher der geschlossenen Schleife thematisiert Bense den Menschen als einen Homo technicus, eine Existenz, die gleichermaßen ihre Technik bedingt, als auch von ihr bedingt wird, ein

Hinweis, der aber unmittelbarer als bei Anders in das ontologische Subjekt-Objekt-Verhältnis führt.

3.1 Gemeinsamkeiten der Ansätze

Im vorangegangenen Absatz wurde beispielhaft versucht, aufzuzeigen, dass sich durch alle Divergenzen hindurch ein gemeinsamer Hintergrund erkennen lässt, vor dem sich die jeweiligen Ansätze als je unterschiedliche Formen abheben.

Sämtliche Theorien versammeln sich explizit oder implizit auf dem Boden eines gemeinsamen anthropologischen Aprioris (Castella, 1998): Die Bestimmung des Menschen als Mängelwesen, das zum Zwecke seines Überlebens gezwungen ist, „die Mängelbedingungen seiner Existenz eigentätig in Chancen seiner Lebensfristung umzuarbeiten.“ (Gehlen, 1940) Medien und Technik erscheinen so als bloße Erweiterungen des Körpers, eines zur prothetischen Verlängerung seiner selbst, zur Kompensation seiner „Primitivismen“ (Gehlen, 1940) gezwungenen Wesens. „Organentlastung“ und „Organüberbietung“ generieren den Menschen als „Prothesengott“ (Sombart, 1901), dessen Ausdehnungsmedien folgerichtig quantitativ thematisiert werden: „Höher, schneller, weiter“ bezeichnen das Mehr der Selbstüberbietung von der eingangs zitierten platonischen Rede über Schrift – der Abwesende spricht raum- und zeittranszendent – bis hin zur Metaphorisierung des Netzes als Datenautobahn, als Infohighway des Al Gore (Bühl, 1996).

Allerdings verengt diese rein instrumentelle Sicht auf Medien und Technik den mentalen Raum, in dem wir uns zu Medien und Technik verhalten können, und zwar auf die einfache Alternative zwischen Bejahung und Ablehnung. Sie erzeugt gewissermaßen erst den Reaktionsmodus der Dualität von Technikeuphorie und Kulturpessimismus, da seine Leitdifferenz in der binären Opposition von „nützlich“, „gefährlich“, letztlich also von „gut“ und „böse“ liegt. Gute Medien - böse Medien, das Nachdenken über Technik endet mit Technikfolgenabschätzung und Medientheorie zerfasert in bloße Medienwirkungsforschung (Castella, 1998).

Von diesem anthropologischen Apriori ausgehend erscheinen die Beispiele aus der Mediengeschichte in einem neuen Licht. Es war offensichtlich historisch notwendig, entweder eine kulturpessimistische oder eine technikeuphorische Haltung gegenüber den technisch-medialen Innovationen einzunehmen. Einem Mehr an technisch-wirtschaftlichem Nutzen steht Entäußerung und Verlust von Innerlichkeit gegenüber, die Reihe dieser Dualismen ließe sich beliebig fortsetzen, Opfer versus Zugewinn, Machtphantasien gegenüber der Natur versus Ohnmacht gegenüber der Technik, etc.

Es ergeben sich aus dieser Bestandsaufnahme zwei Denkansätze, die nicht das Verhältnis Mensch – Medien selbst, sondern das o.g. Oppositionsverhältnis der beiden Haltungen Medien gegenüber einer tiefgehenden Betrachtung unterziehen. Erstens kann man sich zunächst hermeneutisch auf inhaltliche Fragestellungen nach den Menschenbildern, den Selbstbildern der beiden antagonistischen Positionen beschränken, und zweitens kann man die zugrunde liegende Subjekt-Objekt-Ontologie einer eingehenden strukturellen Analyse unterziehen. Beides soll im Folgenden skizziert werden.

3.2 Auswege: Der hermeneutische Ansatz

Hier ergeben sich zwei zentrale Fragen, die auf die Selbstbilder der o.g. antagonistischen Positionen abzielen.

Welches Menschenbild verteidigt der Kulturpessimismus, welche Technologie-Formationen verherrlicht der/die Technik-Euphoriker/in?

Und wie ist eine Medien- und Technologie-Konzeption und ein Menschenbild jenseits der beiden zu denken, zu schaffen und zu erleben?

Vom technikeuphorischen Menschenbild aus betrachtet, ist die bloße Kreation neuer technologischer Errungenschaften grundsätzlich zu begrüßen und als kultureller Fortschritt und Bereicherung zu feiern, als Selbstzweck, Unsterblichkeitswahn, Mind Children (Minsky, Moravec, Kurzweil).

Als Beispiel die zwei folgenden Fragen und deren mögliche Beantwortungen:

1. Ist der Computer bloß ein Instrument, ein Tool?

Eine Ja-Antwort auf diese Frage erklärt technologische Fortschritte zu Fakten und Wirklichkeiten, die positiv angenommen und erlebt werden. Ein Nein hingegen begreift eine neue Technik als gesellschaftlichen Wert.

2. Sind Technologie und ihre Techniken gesellschaftlich als wertneutral zu verstehen? Hier liefert die Verneinung direkt die kulturpessimistische Position, weil technologische Neuerungen grundsätzlich negativ als Entäußerung innerer Werte erlebt werden, als Sinnverlust und Wertezerfall. D.h., jede neue technische Errungenschaft geht mit der Gefahr eines Verlustes von Schichten der Innerlichkeit der Seele einher.

Die Ja-Antwort wiederum führt direkt zur Position der Technik als Faktum, bzw. der Technik-Bejahung.

Technologie zwischen Faktum und Wert, in dieser Entweder-Oder-Diskussion ist die heutige Technologie- und Mediendebatte verstrickt. Und aus Gründen dieser Verstricktheit mit der klassisch-logischen Denkweise, die der erfordernten Komplexität nicht mehr gerecht werden kann, ist ihr jegliches Entkommen aus ihrem Dilemma, aus diesem Paradox verwehrt. Einen hermeneutischen Ausweg stellt jedoch Vilém Flussers kulturgeschichtliche Betrachtungsweise dar, die ihren Ausgangspunkt bei der frühmenschlichen Produktion von Steinwerkzeugen nimmt.

„Das Steinschlagen zeigt, daß die Existenz (die technische Einstellung) eine Verneinung des Objekts seitens des Subjekts ist, und zwar in doppelter Hinsicht. Einerseits setzt das Steinschlagen ein Modell voraus (etwa das eines künstlichen Zahns), was beinhaltet, daß für das Subjekt das Objekt (der «gegebene» Zahn) nicht so ist, wie er sein soll. Andererseits äußert sich das Steinschlagen als eine gegen den Stein gerichtete Geste: Weil der gegebene Zahn nicht so ist, wie er sein soll, ist auch der gegebene Stein nicht so hinzunehmen, wie er ist. Das läßt sich auch so formulieren: Das Subjekt «weiß» sich einer objektiven Bedingung unterworfen (dem gegebenen Zahn), es empört sich dagegen und in seiner Empörung verneint es auch Objekte, von denen es nicht bedingt wird (zum Beispiel Steine). Es ist daher lächerlich, wenn sich manche Leute gegen die Vergewaltigung der objektiven Welt durch die Technik empören: Sie empören sich gegen die spezifisch menschliche Empörung, gegen die menschliche Existenz, und das heißt gegen alle «Werte». Die

Verneinung der Technik ist eine doppelte Verneinung, und dieses «Nein dem Nein» kann nicht zu einer Bejahung führen.» (Flusser, 1998)

In Flussers Texten kommt das Wesen der Technik erstmals ethisch zu Worte, wobei Flusser „Werte“ nicht als Ausguss einer aprioretischen Ethik begreift, sondern als ein Resultat eines Kommunikationsprozesses, denn „[...] erst im Gespräch entwirft man die zu verwirklichenden Formen, »Werte«, und das heißt, daß die Welt erst einen Wert hat, wenn sich die Menschen darüber einig werden.“ (Flusser, 1997)

Im Nein dem Nein, das nicht zu einer Bejahung führt, deutet sich bei Flusser ebenfalls schon die Notwendigkeit einer strukturellen Analyse der ontologischen Verhältnisse an.

3.3 Auswege: Der strukturelle Ansatz

Die o.g. auf Medien und Technik als Instrument bezogene Sichtweise generiert sich aus einem tiefer liegenden metaphysischen Selbstverständnis des Menschen, nämlich der egologischen Entscheidung des menschlichen Subjekts, die Welt als das radikal vom Subjekt geschiedene Reich der Objektivität zu denken. Eben dort, wo das Ich die Welt als sein Gegenüber erfasst – wobei es gleichgültig ist, ob „Welt“ positivistisch erfahren oder rational konstruiert wird – kann die Frage aufkommen, ob dieses Gegenüber als Mit- oder Gegenspieler zu denken ist, als „kaltes Universum“ oder als „nährende Natur“ (Castella, 1998). Es ist die Verschränkung von Egologie und instrumenteller Vernunft, die erst das verengte duale Sichtfeld von Euphorie und Entsetzen generiert. Darüber hinaus stellt diese Verschränkung die mediale, technogene Reformulierung des eingangs erwähnten metaphysischen Spaltes zwischen Innerlichkeit und Äußerlichkeit, zwischen Ich und Welt dar. Der Mensch als mediales Wesen ist traditionell geprägt durch die Rede, das Wort, den Logos. Die Rede wird hierbei verstanden als Ausdruck der Innerlichkeit, als Verlautung der Gedanken, dem alles Äußerliche, alles Materielle und Mediale zweitrangig ist. Damit klammert sich aber das Subjekt aus seinem Medium, letztlich aus seiner Welt aus. Jedoch erlangt das Subjekt hierdurch in inverser Gegenbewegung zumindest potentiell die Herrschaft über die Außenwelt, es beherrscht und bedient Technik und Medium. Kehren sich die Machtverhältnisse um, so erfährt sich das Subjekt als Spielball exteriorer Mächte; Medien und Techniken manipulieren und

beherrschen das Subjekt als fremde, disjunkte Größen – Euphorie und Entsetzen.

3.4 Ein erstes Fazit

Bei der Darstellung und Reflexion der historischen Beispiele stellte sich implizit heraus, dass nicht so sehr die Inhalte der technologischen Entwicklung die Diskussion bestimmen, sondern vielmehr das logische Denkmuster. Wenn die Argumentationssysteme beider Strömungen aber nun als strukturgleich, als isomorph und gewissermaßen als Denkwänge transparent gemacht, erkannt und erlebbar sind, dann erhalten wir die Möglichkeit, diese zu verwerfen zu Gunsten einer weiteren Position. Medientheorie und Techniktheorie sind also immer schon verschränkt mit dieser metaphysischen Voraussetzung, als dessen Konsequenzen sie erscheinen. Ein Ausbruch aus dieser Umklammerung von gut – böse, Zugewinn – Opfer ist nur dann möglich, wenn wir unsere metaphysischen Voraussetzungen einer strikten Reformulierung, einer Dekonstruktion unterziehen. Dann und nur dann gewinnen wir einen fundierten Standpunkt, von dem aus wir den Mediendiskurs auf eine Basis jenseits des Denkwanges von Entweder-Oder stellen können, geschieht dies nicht, so verbleibt die Diskussion in einer endlosen Wiederholung der aus der Historie bekannten Oppositionsverhältnisse.

Nun mag aber ein Wissenschaftler, oder sagen wir, ein im Feld von Computern und anderen neuen Medien engagierter Schulpädagoge zu Protokoll geben, dass für ihn und seine pädagogische Praxis heute Fragestellungen dieser dichotomen Verhältnisse keine Rolle mehr spielen. Das ist jedoch Augenwischerei, die eben daraus entsteht, dass metaphysische Fragestellungen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in vielen Disziplinen erfolgreich verdrängt wurden. An deren Stelle traten nach Sloterdijk „ideologische Bastarde“ und „grauenvolle halbwissenschaftliche Meinungssysteme“ (Sloterdijk, 2001).

Diese überdecken lediglich die weiterhin wirkende zugrunde liegende Struktur, denn, wie Gotthard Günther sagt, „[...] es ist kindisch, zu behaupten man habe die klassische Metaphysik abgeschafft, solange man die Logik, die aus dieser Metaphysik entsprungen ist, immer noch als das Organon der eigenen Rationalität benutzt.“ (Günther, 1975) Erst durch die

o.g. Dekonstruktion von Metaphysik und Ontologie gelangen wir zu einer Ideologiefreiheit im Umgang mit Medien und Technik, die sich als menschliche Freiheit im besten Sinne verstehen lässt, einer Freiheit, die nur zusammen mit Verantwortung überhaupt gedacht werden kann.

4. Medienphilosophie jenseits von Euphorie und Entsetzen

In der Aussage Günthers deutete sich das schon an, nimmt man Subjekt-Objekt-Ontologie und Metaphysik für eine Dekonstruktion in Angriff, darf man jedoch dort nicht Halt machen. Logik und Semiologie stehen ebenfalls auf dem Arbeitsplan. Dass dies – im Eifer zeitgenössischer wissenschaftlicher Schnellschüsse – nicht von heute auf morgen zu leisten ist, leuchtet ein.

Und es über Medien- und Techniktheorie zu leisten, ist kein Umweg, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, vielmehr ein Königsweg, denn die Dichotomie Innerlichkeit/Äußerlichkeit, Subjekt/Objekt weist im Technisch-Medialen immer schon Brüchigkeiten auf, wie Flusser gezeigt hat. Die unüberbrückbare Trennung zwischen Subjekt und Objekt löst sich sich gewissermaßen im Medium als einem überdeterminierten Produkt auf, das zum Spiegel seines menschlichen Produzenten wird. Dies wird unmittelbar deutlich, wenn man ausgehend von den klassischen ontologischen Polaritäten die Frage stellt: Wo ist der „Ort“ des Mediums? Gehört das Medium in den Bereich des Subjekts? Gehört es in den des Objekts? Streng genommen hat das Medium, das Mittlere, das Vermittelnde, entweder auf beiden oder aber weder auf der einen noch auf der anderen Seite Platz. Hierzu sagt der Soziologe Helmut Schelsky: „Diese technische Welt ist in ihrem Wesen Konstruktion, und zwar die des Menschen selbst. Man denkt in rückwärts gewandten Bildern, wenn man von ihr als ‚künstlicher Natur‘ spricht, sie ist in viel exakterem Sinn der ‚künstliche Mensch‘, die Form in der der menschliche Geist sich als Weltgegenständlichkeit verkörpert und schafft. [...] in der technischen Zivilisation tritt der Mensch sich selbst als wissenschaftliche Erfindung und technische Arbeit gegenüber.“ (Schelsky, 1961)

Aufgrund dieser Betrachtung neben Subjekt und Objekt eine dritte zusätzliche ontologische Größe Medium einzuführen, greift jedoch fehl.

Das Problem liegt viel tiefer. Denn in der klassischen Ontologie ist für das menschliche Gegenüber, das Du, ebenfalls kein Ort gegeben. Und zwischen Ich und Du liegt eine unüberbrückbare Grenze, das Du erscheint dem Ich als etwas Transzendentes, letztlich Unerreichbares. Wohl kann das Ich mithilfe kognitiver Leistungen einen „Subjektcharakter“ beim Du diagnostizieren, das gegenüberstehende Du verbleibt jedoch auf ewig in der Objektwelt des Ich. Selbstredend gilt dies für das Du, denken wir die Relation nun von der Subjektivität des Du aus, umgekehrt genauso. Es ist das Verdienst des Philosophen und Logikers Gotthard Günther, diese transzendente Grenze zwischen Subjekt und Objekt ganz in das Diesseits hineingezogen zu haben.

„Jedes Einzelsubjekt begreift die Welt mit derselben Logik, aber es begreift sie von einer anderen Stelle im Sein. Die Folge davon ist: insofern, als alle Subjekte die gleiche Logik benutzen, sind ihre Resultate gleich, insofern aber, als die Anwendung von unterschiedlichen ontologischen Stellen her geschieht, sind ihre Resultate verschieden.“

„[...] der logische Formalismus hat nicht einfach zwischen Subjekt und Objekt zu unterscheiden, er muß vielmehr die Distribution der Subjektivität in eine Vielzahl von Ichzentren in Betracht ziehen. Das aber bedeutet, daß das zweiwertige Verhältnis von Subjekt und Objekt sich in einer Vielzahl von ontologischen Stellen abspielt, die nicht miteinander zur Deckung gebracht werden können.“ (Günther, 1965)

Das Medium wird hiermit nicht zu einer dritten ontologischen Basisgröße, sondern kann als Relationsbegriff zwischen unterschiedlichen Orten der Subjektivität verstanden werden. Indem Subjektivität distribuiert wird, entsteht ein Raum, in dem Medium und Technik ihren Platz finden. Mehr noch, eine Kommunikations- und Informationstheorie, eine Medientheorie, die diesen Namen verdient, wird somit überhaupt erst möglich, denn im rein technischen Objektbereich kann sie lediglich als Signaltheorie firmieren. Dasselbe gilt für eine Sprachtheorie. Denn Sprache als das vielleicht älteste aller Medien wurde von der klassischen Tradition als unmittelbare Verlautung der Gedanken dem reinen Bereich des Subjektes zugeschlagen.

Und der formale, strukturelle Apparat, mit dessen Hilfe sich das Konzept der distribuierten Subjektivität modellieren lässt, ist bereits in Anschlag

gebracht, es ist Gotthard Günthers Theorie der Polykontextualität, denen die formalen Konzeptionen der Kenogrammatik und der Morphogrammatik beigelegt sind (Günther, 1973, 1979, 2002). Polykontextualität ereignet sich vornehmlich im Medium der Schrift bei gleichzeitiger Transformation der Schrift (Kaehr/Ditterich, 1979). Der philosophische Phonologozentrismus ist damit aufgegeben.

Und die Medienphilosophie? Ihre Aufgabe sollte es nach der Überzeugung des Verfassers sein, auf das menschliche Sein in Bezug auf Medien zu reflektieren, erstens im Bewusstsein des Faktums, dass Philosophie selbst sich in Medien ereignet, und zweitens unbedingt unter Zugrundelegung der o.g. dekonstruierten Basisverhältnisse als Bausteine eines erst zu schaffenden transdisziplinären Methodenkanons. Und der Methodenkanon seinerseits hat die Erweiterung des Kalküls der klassischen Logik, so wie sie von Günther vorgeschlagen wurde, zu berücksichtigen.

„Worüber man nicht sprechen kann, muss man schweigen.“

Ludwig Wittgenstein

„Worüber man nicht sprechen kann, muss man schreiben.“

Rudolf Kaehr (im Nachgang zu Jacques Derrida und Gotthard Günther)

5. Literatur

Anders, G.: Die Antiquiertheit des Menschen. München 1956, zit. nach 5. Auflage.

Bense, M.: Kybernetik oder Die Metatechnik einer Maschine. In: Pias C. et al. (Hrsg.): Kursbuch Medienkultur. Stuttgart 1999, S. 482ff.

Bühl, A.: Cybersociety. Mythos und Realität der Informationsgesellschaft. Köln 1996.

Castella, J.: Medientheorie als Theoriemedium.

<http://www.thinkartlab.com/pkl/media/MEDIENTHEORIE-CAST.fm.html>. Zuletzt abgerufen am: 19. Juli 2005.

Flusser, V.: Das Paradies: Verbesserte Neuauflage. Telepolis 1997.

<http://www.heise.de/tp/r4/artikel/2/2166/2.html>. Zuletzt abgerufen am: 19. Juli 2005.

Flusser, V.: Technik entwerfen. In: Ders.: Vom Subjekt zum Projekt - Menschwerdung. Frankfurt 1998, S.133-146.

- Gehlen, A.: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Berlin 1940.
- von Goldammer, E./ Kaehr, R.: Transdisziplinarität in der Technologieforschung und Ausbildung. In: TU München/Fachschaft Maschinenbau, Initiative Appropriate Technology München: Interdisziplinäre Technik. München 1987, S. 93-102.
- Dies.: Transdisziplinarität in der Technologieforschung und Ausbildung. <http://www.vordenker.de/transd/transd.htm>. Zuletzt abgerufen am: 19. Juli 2005.
- Günther, G.: Das Problem einer transklassischen Logik. In: Sprache im technischen Zeitalter, Heft 16, 1965, S. 1287-1308. Abgedruckt in: Ders.: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Bd. 3. Hamburg 1980, S. 87.
- Günther, G.: Life as Poly-Contextuality. In: H. Fahrenbach (Hrsg.): Wirklichkeit und Reflexion, Festschrift für Walter Schulz. Pfullingen 1973, S. 187-210.
Abgedruckt in: Gotthard, G.: Beiträge zu Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Band 2, Hamburg 1979, S. 283-306.
Siehe auch:
http://www.vordenker.de/ggphilosophy/gg_life_as_polycontextuality.pdf. Zuletzt abgerufen am: 19. Juli 2005.
- Günther, G.: Das Bewusstsein der Maschinen - Eine Metaphysik der Kybernetik, 3. erweiterte Auflage (Hrsg. von E. v. Goldammer & J. Paul). Baden-Baden 2002. Siehe auch:
http://www.vordenker.de/ggphilosophy/dbdm_einfuehrung.pdf.
Zuletzt abgerufen am: 19. Juli 2005.
- Günther, G.: Identität, Gegenidentität und Negativsprache. Vortrag auf dem Internationalen Hegel-Kongress, Belgrad 1979. Veröffentlicht in: Hegeljahrbücher 1979, S. 22-88. Siehe auch:
http://www.vordenker.de/ggphilosophy/gunther_identitaet.pdf.
Zuletzt abgerufen am: 19. Juli 2005.
- Günther, G.: Selbstdarstellung im Spiegel Amerikas. In: Günther G. et al. (Hrsg.): Philosophie in Selbstdarstellungen II. Hamburg 1975, S. 51.
- Hartmann, F.: Medienphilosophie. Wien 2000.
- Kaehr, R./Ditterich, J.: Einübung in eine andere Lektüre: Diagramm einer Rekonstruktion der Güntherschen Theorie der Negativsprachen. Philosophisches Jahrbuch 1979, S. 385-408.

- Kelly, K.: Das Ende der Kontrolle. Köln 1997.
- Levy, P.: Die kollektive Intelligenz. Für eine Anthropologie des Cyberspace. Köln 1998.
- Linke, D. B.: private Kommunikation. 2001.
- McLuhan, M.: Die Gutenberg-Galaxis – Das Ende des Buchzeitalters. München 1995.
- McLuhan, M.: Understanding Media: The extensions of Man. New York 1964.
- Negroponce, N.: Total digital. München 2001.
- Platon: Phaidros. S. 112-114. In der Übersetzung von Schleiermacher, Friedrich: Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie. S. 1977, vgl. Platon-SW Bd. 2, S. 475-476.
- Postman, N.: Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt a. M. 1983.
- Schelsky, H.: Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation. In: Ders.: Auf der Suche nach der Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. Düsseldorf u.a. 1965, S. 439-480.
- Schwanitz, D.: Die Bildung ist tot, es lebe die Bildung. Vortrag an der Volkshochschule Lahr. Sendung SWR-Teleakademie am 21.05.2000.
- Sloterdijk, P.: Amphibische Anthropologie und informelles Denken, Gelassenheit und Mehrwertigkeit. In: Sloterdijk, P./Heinrichs, H.-J.: Die Sonne und der Tod. Dialogische Untersuchungen. Frankfurt a. M. 2001, S. 351 ff.
- Sombart, W.: Sozialismus und soziale Bewegung. Jena 1901.
- Stoll, C.: Die Wüste Internet. Frankfurt a. M. 1998.